

Der »Gottesdienst« im Lichte des Neuen Testaments

Walter Schmithals

Spricht man von der Krise der Kirche, so meint man vor allem die Krise ihres Gottesdienstes. Krisen in der Kirche werden so lange nicht zur Krise der Kirche, wie der Gottesdienst nicht in der Krise steht.

Umgekehrt zeigt sich die Lebendigkeit der Kirche vor allem an der Lebendigkeit ihres Gottesdienstes. Mag die Kirche auch noch so viel lobenswerte Aktivitäten entfalten: ist ihr Gottesdienst tot, wird niemand von einer lebendigen Kirche sprechen können.

Insofern sind Kirche und Gottesdienst identisch. Darum ist die ständige Bemühung um den Gottesdienst nicht nur verständlich, sondern auch notwendig, und in Zeiten der Krise des Gottesdienstes stellt sich die Frage nach der Erneuerung des Gottesdienstes mit Recht ein.

Sind Kirche und Gottesdienst letzten Endes identisch, so gilt freilich: So wie Kirche nicht machbar ist, ist auch Gottesdienst nicht machbar. Ist die Erbauung der Kirche im Entscheidenden nicht unser Werk, ist es auch die Erneuerung des Gottesdienstes nicht. Die folgenden Überlegungen wollen unter diesem ebenso tröstlichen wie ermüchternen Vorzeichen gelesen werden.

Versammlung der Gemeinde

Stellt man die Frage nach dem rechten Gottesdienst an das Neue Testament, so fällt zunächst auf, daß es im Neuen Testament keinen deutlichen Begriff gibt, der das bezeichnet, was wir »Gottesdienst« nennen. Paulus sagt z.B. einfach: »Wenn ihr zusammenkommt . . .« Es begegnen zwar Bezeichnungen für einzelne gottesdienstliche Funktionen: Brotbrechen, Taufe, Psalm, Hymnus, Gebet, Lehre usw., für das Ganze des Gottesdienstes aber gibt es keine Bezeichnung.

Das liegt vor allem daran, daß der Gottesdienst nicht eine *Veranstaltung* der Gemeinde ist, sondern daß die Gemeinde wesentlich *als* gottesdienstliche Gemeinde lebt. Sie zeigt sich – auch öffentlich – vor allem in ihren »Gottesdiensten«, das heißt da, wo sie sich *versammelt*. Sie existiert nicht primär in ihren einzelnen Gliedern, aber wo diese Glieder zum Hören des Wortes zusammenkommen und mit dem Lobpreis des Glaubens antworten, da wird die Gemeinde stets von neuem »erbaut«.

Christliche Gemeinde ist Gemeinschaft nicht primär als Aktionsgemeinschaft, sondern als gottesdienstliche Gemeinschaft, als »Gemeinde unter dem Wort«, und zwar gilt dies ebenso von der Hausgemeinde wie von der Ortsgemeinde, die ihr Leben je in ihrer Weise gottesdienstlich gestalten. Tritt ein *Einzelner* aus seinem »Haus« heraus und der christlichen Gemeinde bei – meist treten ganze

»Häuser« über –, so gilt: »Es ist niemand, der Haus oder Brüder oder Schwestern oder Mutter oder Vater oder Kinder oder Acker verläßt um meinetwillen und um des Evangeliums willen, der nicht hundertfältig empfangen jetzt in dieser Zeit Häuser und Brüder und Schwestern und Mütter und Kinder und Äcker . . .« (Mk. 10,29f). Gemeinde, Gottesdienst und Gemeinschaft bilden einen unlösbaren Zusammenhang.

Über den häuslichen Gottesdienst in urchristlicher Zeit erfahren wir nur wenig. Er dürfte sich unter Wegfall des gesetzlichen Ritualismus im wesentlichen an den Lebensregeln des jüdischen Hauses orientiert haben. Der Hausvater war der »Hauspriester«. Dabei ist zu bedenken, daß die antike Welt den Unterschied von profan und heilig, von weltlich und religiös in unserem modernen Sinn nicht machte, so daß das Leben des christlichen Hauses über die spezifisch religiösen Übungen hinaus (Tischgebet, Hausandacht, Gelöbnis, Feier usw.) insgesamt gottesdienstlichen Charakter trug.

Der »Gottesdienst« am Sonntag

Unser Interesse gilt dem Gottesdienst der Ortsgemeinde, also der Zusammenkunft der Christen und der christlichen Häuser eines Ortes.

Als Tag dieser Zusammenkunft wählte die Christenheit außerhalb Palästinas sehr früh den ersten Tag der Woche (1. Kor. 16,2), den Tag der Auferstehung ihres Herrn, darum auch »Tag des Herrn« genannt (Offb. 1,10). Ein Sabbatag = Ruhetag war der Sonntag anfangs nicht; dazu wurde er erst mit der staatlichen Gesetzgebung seit Konstantin.

Da der Sonntag ein Arbeitstag war, lagen die Zeiten des Gottesdienstes anfangs vor und nach der Arbeitszeit. Die frühe Christenheit kannte einen doppelten sonntäglichen Gottesdienst, nämlich den öffentlichen missionarischen Gottesdienst in der Frühe und den Mahlgottesdienst der Getauften am Abend. Eine solche Zweiteilung kennt z.B. der römische Schriftsteller Plinius, der um 112 als Statthalter von Bithynien in einem berühmten Brief an Kaiser Trajan berichtet, die Christen träfen sich an einem festgelegten Tag, nämlich am Sonntag, vor Tagesanbruch zu einer Versammlung und kämen noch einmal gegen Abend zu einem gemeinsamen Mahl zusammen.

Auch die Apostelgeschichte berichtet von der Urgemeinde, einerseits hätten die Apostel öffentlich (im Tempel) gelehrt, andererseits habe sich die Gemeinde in den Häusern zur Abendmahlsfeier getroffen (vgl. Apg. 2,46). Zweifellos nimmt Lukas den gottesdienstli-

chen Brauch seiner eigenen Gemeinden als Vorlage für die (ideale) Darstellung der urchristlichen Verhältnisse in Jerusalem.

Man beachte z.B. auch die (der alten Wirkquelle angehörende) Schilderung eines abendlichen Gemeindegottesdienstes mit »Brotbrechen« in Troas (Apg. 20,7–12). Selbstverständlich hat es neben dieser »esoterischen« Versammlung der Gemeinde, mit der sich die Christen in der Verfolgungszeit vielen Mißdeutungen aussetzten, auch regelmäßige öffentliche Missionsversammlungen (nicht Missionsveranstaltungen!) der Gemeinde gegeben, wie z.B. Apg. 19,9f bezeugt: Die Gemeinde in Ephesus mietet sich den Hörsaal des Tyrannus zum Zweck solchen öffentlichen Gottesdienstes.

Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang die Darstellung des Wirkens Jesu in Jerusalem vor seiner »Auslieferung in die Hände der Sünder« in der Nacht der Verhaftung, wie sie von der Quelle unseres ältesten Evangeliums, des Evangeliums nach Markus, geboten wird. Jesus zieht am Vormittag, von seiner Gemeinde begrüßt, in die Stadt und in den Tempel, den zentralen Ort des jüdischen Gottesdienstes, ein. Nach der Tempelreinigung lehrt er im Tempel und steht Gegnern wie Sympathisanten Rede und Antwort. Am Ausgang gibt er Anweisungen hinsichtlich der Kollekte (»Scherflein der Witwe«). (Diese Darstellung folgt dem Vorbild des öffentlichen christlichen Gottesdienstes.) Wir erfahren, daß der christliche Gottesdienst den jüdischen ablöst. Er findet öffentlich statt. Er beginnt mit einem Introitus (»Hosianna dem Sohn Davids! Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe«), mit dem die versammelte Gemeinde den (erhöhten) Herrn in ihrer Mitte begrüßt. Eine Lehrpredigt steht im Mittelpunkt; die Hörer, insonderheit die Nichtchristen, kommen mit ihren Fragen zu Wort und erhalten Antwort. Am Ausgang wird eine Kollekte gesammelt für die Unkosten, die der Gemeinde entstehen.

Am Abend versammelt sich Jesus mit seinen Jüngern in einem Haus und setzt das Abendmahl ein. Am Abend des gottesdienstlichen Tages sind die Christen also unter sich und feiern unter Gebet, Gesang und Gespräch ein heiliges Mahl. Dabei wird vermutlich auch die kommende öffentliche Wirksamkeit besprochen.

Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts treten in den großen organisierten Gemeinden der Städte beide Gottesdienste zusammen. Den Anfang bildet der öffentliche Gottesdienst mit den Katechumenen, der mit der Entlassung der Ungetauften endet (»missa est«). Im Anschluß daran feiern die Gläubigen das Heilige Abendmahl.

Mit dem Sieg des Christentums bzw. mit der Entstehung der Volkskirche wird auch die noch verbliebene Trennung aufgehoben. Öffentlicher Gottesdienst und Gemeindegottesdienst fallen zusammen. Zwischen Predigtgottesdienst und Mahlgottesdienst liegt keine Entlassung mehr. Die großen Kirchen in den mittelalterlichen Städten dokumentieren diesen Sachverhalt. Sie waren der Ort des öffentlichen Meßgottesdienstes und zugleich die Versammlungsstätte der Bürger. Denn noch immer treten »Weltliches« und »Geistliches« nicht auseinander. Und der Gemeinschaftsgedanke ist im Prinzip ungebrochen. Die Kirchen sind so groß, weil sie die ganze Gemeinde fassen müssen. Denn noch immer »veranstaltet« die Kirche nicht einen Gottesdienst, sondern die Gemeinde feiert in ihrer Gesamtheit den Gottesdienst.

Die Problematik unseres Gottesdienstes

Obwohl unsere Kirchengebäude längst ihren öffentlichen Anspruch als zentrale Versammlungsstätte der Bürger verloren haben, halten die darin gefeierten Gottesdienste nach wie vor an dem Anspruch umfassender Öffentlichkeit fest. Unsere Gottesdienste gehen durchweg von dem Prinzip aus, daß die (volkskirchliche) Christengemeinde und die Bürgergemeinde eine Einheit bilden, auch wenn nur ein winziger Prozentsatz der getauften Bürger den Gottesdienst besuchen. Ein deutliches Beispiel dafür ist die Gottesdienstreform der Nachkriegszeit, die von der Tendenz bestimmt war, an jedem Sonntag einen öffentlichen Gottesdienst mit »integriertem« Abendmahl zu feiern. Dieser Versuch zur Reform war in jener kirchlich euphorischen Zeit einigermaßen verständlich, war aber doch ein Anachronismus ebenso wie die restaurative Gesangbuchreform und ging an der wirklichen Situation vorbei. Der öffentliche Gottesdienst mit integriertem Abendmahl wirkt heute eher peinlich: Wer nicht zum Abendmahl gehen kann, fühlt sich ausgestoßen; wer nicht gehen will, fühlt sich genötigt; wer geht, fühlt sich durch die bloßen »Zuschauer« irritiert. Dies Beispiel weist auf die fundamentale Problematik unserer Gottesdienste hin.

Der pietistische Reformversuch

Als die erste Welle der Säkularisation und des Atheismus Europa überrollte, erkannte vor rund 300 Jahren der Pietismus als erster das hier vorliegende Problem. Im Jahre 1670 richtete Spener nach dem Vorbild anderer und auf Anregung von J. J. Schütz, dem Dichter des Liedes »Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut . . .«, in Frankfurt, der »modernsten« Stadt Deutschlands, die Erbauungsstunden der »ecclesiola in ecclesia«, der ersten bzw. wirklich bekehrten Christen ein, neben denen der öffentliche Gottesdienst als Missions- bzw. Bekehrungsgottesdienst verstanden wurde. Man nahm also bewußt den Brauch der urchristlichen Zeit, die vom

Pietismus bekanntlich idealisiert wurde, wieder auf und trennte zwischen dem Gottesdienst der »wahren Gemeinde« und dem öffentlichen Gottesdienst.

Das war ein weitsichtiger und progressiver reformerischer Akt, neben dem alle unsere Reformversuche sich harmlos ausnehmen, sehen wir doch oft nicht einmal mehr das Problem, das dem klassischen Pietismus bewußt war.

Allerdings kehrte der Pietismus nur unter den Bedingungen seiner bzw. unserer Zeit zu dem urchristlichen Modell zurück. Zwar entspricht der geistige und weltanschauliche Pluralismus der Neuzeit eher der Zeit der ausgehenden Antike als dem relativ einheitlich geprägten christlichen Mittelalter, aber der Pietismus mußte sich auch auf den spezifisch neuzeitlichen Individualismus einlassen, während die Volkskirche ein Relikt des korporativen Denkens und Lebens/des mittelalterlichen Korpus Christianum ist. Aus der von ihm als indifferent oder in toter Rechtgläubigkeit erstarrt angesehenen Volkskirche rief der Pietismus *einzelne* heraus, um sie der wahren Gemeinde einzugliedern.

Freilich unterschätzte der Pietismus die soziale Beharrungskraft, aber auch die verbliebene geistliche Potenz der Volkskirche zumal außerhalb der wenigen städtischen Zentren, in denen der Pietismus aufkam; man konnte die Kirche nicht einfach zum Missionsfeld machen. Tat man es dennoch, beschritt man also den Weg der gottesdienstlichen Reform des Pietismus konsequent, mußte dieser Weg zur Separation aus der Großkirche führen, und in vielen Fällen wurde dieser Weg beschritten, unter anderem auch von Speners Freund Schütz.

Die vor allem im vorigen Jahrhundert in Mitteleuropa entstehenden Freikirchen haben ihre Wurzel durchweg im Pietismus. Sie haben den Weg des Separatismus konsequent fortgesetzt. Es gibt freikirchliche Gemeinden in den Städten, die sonntäglich zwei Gottesdienste anbieten, deren einer als eigentlicher Gemeindegottesdienst, der andere aber als Evangelisationsgottesdienst gestaltet ist, zu dem in besonderer Weise Nichtmitglieder der Gemeinde eingeladen werden. Solcher Weg ist zu respektieren. Er ist mit Achtung und Interesse zu verfolgen. Vielleicht entwickelt sich hier das Modell des kommenden christlichen Gottesdienstes.

Last der Volkskirche

Aber selbst wenn es so sein sollte: Noch ist uns als Kirche der Weg dazu versperrt. Wir haben nicht die Freiheit, die historisch gewachsene Volkskirche preiszugeben, mag auch vieles in ihr zur Last geworden sein. Wahrscheinlich würden wir sie nicht einmal los werden, wenn wir sie los werden wollten. Und wir können sie nicht los werden wollen; denn die von der (Volks)kirche preisgegebenen Positionen würden mit Sicherheit von pseudoreligiösen Mächten besetzt. Man darf nicht übersehen, daß Freikirchen und auch

Sekten ihre Modelle, die zweifellos moderner und progressiver sind als unsere Gottesdienste, in unserer Gesellschaft entwickeln können, weil es daneben noch die Volkskirche gibt.

Außerdem ist es eine zumindest offene Frage, ob wir überhaupt zu den frühchristlichen Verhältnissen zurückkehren können. Eine glaubensstarke junge Christenheit im Angriff auf eine in religiöser und politisch-gesellschaftlicher Hinsicht morsche antike Welt ist eines; die schrumpfende christliche Gemeinde als Nachhut einer großen abendländischen Geschichte in einer nachchristlichen, von säkularen Ideen und Ideologien beherrschten technischen Gesellschaft, um ihr Überleben besorgt, ist ein anderes. Selbst wenn die Volkskirche uns nicht daran hinderte, wäre es zu kühn, einfach für die Restauration des frühchristlichen Gottesdienstmodells zu plädieren, so viele progressive Momente dieses zweifellos enthält.

Insonderheit kann man nicht übersehen, daß der moderne Individualismus und Personalismus auch für den Gottesdienst andere Bedingungen setzt als das korporative Denken der Antike. Wir denken im allgemeinen vom einzelnen aus, der sich einer Gruppe oder Gemeinschaft anschließt; die urchristliche Zeit dachte dagegen von den Gemeinschaften aus, die den einzelnen immer schon umschließen. Die religiöse Erbauung des einzelnen z.B. durch einen Rundfunkgottesdienst ist nicht nur wegen des verwendeten technischen Mediums, sondern vor allem wegen der un-sozialen Kommunikationsweise ein typisches Produkt der Neuzeit. In unseren Gottesdiensten finden sich dementsprechend durchweg einzelne ein, ohne dort zu einer »sozialen« Gemeinschaft zusammenzuwachsen zu können oder auch nur zu wollen. Die Anonymität wird oft gewünscht.

Diese Tendenz wird verstärkt durch die neuzeitliche Trennung von »Weltlichem« und »Geistlichem«. Die gottesdienstliche Erfahrung setzt sich also nicht mehr unmittelbar in den alltäglichen Bindungen (Beruf; Politik; Freizeit usw.) fort, auch nicht in den alltäglichen Institutionen (Familie; Verein, Gewerkschaft), die weitgehend weltlichen Charakter tragen, von Resten der Hausgemeinde und christlicher Vereine abgesehen, und die darum nur *persönlich* mit dem Sauerteig des Glaubens durchdrungen werden können.

Was ist zu tun?

Dies alles trägt dazu bei, daß wir nicht einfach zu den urchristlichen Gottesdienstmodellen zurückkönnen, sondern, von ihnen lernend, in unserer Zeit einen angemessenen Weg suchen müssen.

Das ist schwierig; denn wir befinden uns jedenfalls in einer Übergangszeit, von der niemand mit Gewißheit sagen kann, wie lange sie dauert und wohin sie führt. Sicher ist nur, daß die Entwicklungen schneller vor sich gehen als je zuvor. Aber in Generationen müssen auch wir noch immer denken. Unsere

Generation wird kaum in die Verlegenheit kommen, lösen zu müssen (oder lösen zu können), was ohnedies unlösbar erscheint. Immerhin läßt uns der historische Rückblick manches in unserer Situation besser *verstehen*. Wir befinden uns vor allem in dem Dilemma, daß unser Gottesdienst den Anspruch erhebt, der öffentliche Gottesdienst einer christlichen Gesellschaft zu sein – was viele politischen Kanzelredner weidlich ausnutzen, ohne noch zu wissen, was sie tun –, während es doch faktisch weitgehend der Gottesdienst eines kleinen Kreises solcher ist, die den Anspruch erheben, mit Ernst Christen zu sein. Wie immer wir unseren Gottesdienst gestalten: beiden Ansprüchen zugleich können wir im allgemeinen nur schlecht gerecht werden.

Das wirkt sich im Einzelfall verschieden aus (am Heiligen Abend anders als am normalen Sonntag) und in gesellschaftlich relativ geschlossenen dörflichen Verhältnissen anders als in Großstädten, bei 10% Gottesdienstbesuchern anders als bei 1%. Die Problematik selbst ist unverkennbar, das Dilemma anscheinend unauflöslich.

Wir müssen versuchen, das *Beste* zu tun, auch wenn sich wirklich *Gutes*, Befriedigendes zu tun nicht anbietet. Die Tendenz aber, die Richtung scheint mir deutlich zu sein. Wir müssen im Rahmen des Möglichen und mit der gebotenen Vorsicht, die Lebensfähiges nicht einreißt und für alle Kurskorrekturen offen ist, die Organisation von Basisgemeinden *als* gottesdienstlicher Gemeinden verstärken, wo immer dies möglich ist, ohne den öffentlichen Gottesdienst zu dezimieren oder zu disqualifizieren.

Diese Basisgemeinde muß sich als Kerngemeinde des öffentlichen, sei es volksgemeinschaftlichen, sei es missionarischen Gottesdienstes verstehen. Wer mit Ernst Christ sein will, gehört in den Gottesdienst, den die Gemeinde öffentlich feiert. Die öffentlich zum Gottesdienst versammelte Gemeinde ist heute wie in neutestamentlicher Zeit als solche »Die Stadt auf dem Berge«, ein Zeichen für die Welt. Die Kirche soll auch heute nicht Gottesdienst »für andere« *veranstalten*, sondern *ihren* Gottesdienst öffentlich so feiern, daß »andere« eingeladen und angezogen werden. Wenn es schon mancherorts nicht mehr selbstverständlich ist, daß die kirchlichen Mitarbeiter einschließlich der Mitarbeiter im Dienst am Wort sich zur Feier des Gottesdienstes einfinden, wird ein Schaden erkennbar, der freilich zu beheben sein müßte. Dürften nicht eigentlich nur Glieder der gottesdienstlichen Gemeinde kirchliche Mitarbeiter werden?! Das Abendmahl sollte nur mit großer Zurückhaltung in solche *öffentlichen* Gottesdienste integrieren.

Wieweit sich die Existenz und Funktion der Basisgemeinde oder der Basisgemeinden (Gruppen) auch darin zeigt, daß sie sich regelmäßig zu eigenen Gottesdiensten (mit Abendmahl) treffen, die keinen öffentlichen Charakter haben, ist einer ständigen Überprüfung, aber auch des mutigen Experiments

wert. Die Schwierigkeiten sind groß. Haben wir diese Gemeinde, die einen solchen doppelten Dienst auf sich nimmt? Welche Gestalt soll der »interne« Gottesdienst haben? Wie läßt sich angesichts unserer mehr oder weniger volksgemeinschaftlichen Struktur vermeiden, daß auf diese Weise Christen erster und zweiter Klasse entstehen? Aber eine deutliche Tendenzanzeige auch in dieser Richtung scheint mir geboten.

Wohin der Weg letztlich gehen wird, ist nicht zu sagen. Indessen wird es so oder so ein guter Weg sein, wenn die Gemeinde bei allem was sie tut und läßt, bei ihrer Sache bleibt. Auch ein Gottesdienst, der seiner Sache treu bleibt, hat nicht die Garantie, sich zu erneuern. Aber ohne Treue zur Sache erneuert er sich garantiert nicht.

Bei der Sache bleiben

Vor allem anderen sollen wir den Gottesdienst ernst nehmen als *den* Ort in dieser Welt, an dem das Gefüge der Welt selbst aufgesprengt und ihr Grund und ihre Tiefe sichtbar werden.

»Welt« meint jene Wirklichkeit, die der autonome Mensch sich selbst durch seine Deutungen und seine Handlungen aufbaut. »Welt« sind die Weltanschauungen ebenso wie die technische Welt, Resignation angesichts des Menschen ebenso wie Utopien, umfassende Entwürfe ebenso wie alltägliche Praktiken. Das Wesen von »Welt« ist, daß der Mensch sich in ihr stets selbst begegnet: seinen Fragen und seinen Antworten, seinen Experimenten und seinen Ergebnissen, seinen Worten und seinen Werken. Der Mensch baut sich »seine« Welt auf aus Erfolgen und Mißerfolgen, aus Gelingen und Versagen; aus dieser Welt lebt er und an ihr geht er zugrunde. Das gilt für den einzelnen und für die Gesellschaft.

Der Gottesdienst ist grundlegend verfehlt, wenn er sich als Versuch versteht, dem Menschen bei dieser Selbstreflexion zu helfen. Im Gottesdienst soll vielmehr das autonome Gefüge von Welt aufgerissen werden. Der Gottesdienst stellt die »Welt« selbst heilsam in Frage und vollzieht das gnädige und tröstliche Gericht über den Menschen, der sein will wie Gott – oder der als moderner Mensch wie Gott sein zu müssen glaubt.

Theologisch gesprochen: Der Gottesdienst ist der Ort, wo die Sünde durch die Gnade überwunden wird. »Sünde« und »Welt« sind Wechselbegriffe; denn »Sünde« ist in der Bibel von der Geschichte Adams an nicht primär eine moralische Kategorie, sondern die Beschreibung des autonomen Menschen und der autonomen Welt. Gnade aber ist das Angebot Gottes an den Menschen in dieser Welt, seine Wahrheit nicht als Gestalter, sondern als Empfangender zu haben.

Noch anders gesagt: Der Gottesdienst ist der Ort, an dem das Gesetz außer Kraft gesetzt und das Evangelium verkündigt wird. Im Gottesdienst wird der Mensch dessen über-

führt, daß das Gesetz, von dem er Leben erwartet, tötet, wie denn am Ende aller autonomen menschlichen Wege der Tod steht, und daß Leben nur in dem göttlichen »Fürchte dich nicht« liegt.

Wo immer uns die gegenwärtige Krise des Gottesdienstes auch hinführt: Christlichen Gottesdienst gibt es nur und wird es nur geben als der weltliche Ort der Zerstörung von Welt, niemals aber als Vollzug der Gleichstellung mit Welt.

Darum können unsere Gottesdienste in ihrer Sache gar nicht anspruchsvoll genug sein. Im Gottesdienst vollzieht Gott sein Heilswerk an der Welt. Der Gottesdienst ist selbst Heilsgeschehen. Wo der Gottesdienst in diesem Sinne nicht mehr gewagt wird, gibt es keinen Weg aus der Krise des Gottesdienstes heraus. Ich fragte kürzlich jemand nach seinem Eindruck von einem Gottesdienst. Sein Eindruck war: Lauter Fragen – keine Antworten. In der Tat: Wie oft führt der Prediger nicht über Fragen und Problematisierungen hinaus. Oft sind es dabei seine persönlichen ungelösten Probleme, mit der er die Gemeinde beschäftigt. Oft hat er selbst keine Antworten mehr. Oder er hält das bloße Problematisieren für zeitgemäß. Oder er meint, man könne der Gemeinde die biblischen Antworten nicht mehr zumuten.

Aber mag der Mensch auch das Recht haben, noch so viele Fragezeichen hinter das biblische Wort zu setzen: Dies Wort setzt sein Fragezeichen hinter uns, weil es im letzten nicht Frage, sondern Antwort ist. Auch der Gottesdienst hat deshalb Antwort zu sein, und zwar nicht zuletzt deshalb, damit wir lernen, die *richtigen Fragen* zu stellen. Fragen, die aus der Antwort kommen, sind heilvolle Fragen.

Weil er die »Welt« in Frage stellt, hat der Gottesdienst Antwort zu geben. Nicht jener Gottesdienst geschieht recht, der verunsichert, weil er im Fragen stecken bleibt, sondern der verunsichert, weil und wo er *antwortet*, und so in die Gewißheit des Glaubens führt.

Dieser Weg erscheint auch empirisch gesehen nicht als aussichtslos. In einem Synodalbericht aus einer Gottesdienstumfrage heißt es: »Immer mehr Theologen sagen, der Gottesdienst dürfe nicht mehr als zentrale Lebensäußerung der Kirche bezeichnet werden; die Realitäten rechtfertigten dies in keiner Weise mehr. Die meisten Menschen aber denken anders. Für sie hat der Gottesdienst, auch wenn sie ihn nicht besuchen, nach wie vor eine repräsentative Bedeutung. An ihm wird sichtbar, was Kirche ist, und an seinen Besuchern wird sichtbar, wer Kirche ist.«

So ist es, und wenn wir auch nicht einfach zur Zeit des Neuen Testaments zurückkehren, so bleibt doch über allen Abstand der Zeiten hinweg eines bestehen: Die Kirche veranstaltet keine Gottesdienste (oder auch nicht), sondern sie *lebt* als gottesdienstliche Gemeinde. Erneuerung des Gottesdienstes und Leben als gottesdienstliche Gemeinde fallen darum zusammen.

F 5814 D

RKZ Reformierte Kirchenzeitung

4133 Neukirchen-Vluyn, den 1. Januar 1978

Nummer 1

119. Jahrgang
